

Katrine Nørregaard
Die Mittsommerlüge

Katrine Nørregaard

Die
Mittsommer
lüge

Roman

Aus dem Dänischen von
Lotta Rüeegg und Holger Wolandt

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

Deutsche Erstausgabe 06/2018

Copyright © 2016 by Katrine Nørregaard & JP/Politikens Hus A/S

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel

Løgnerens hus bei JP/Politikens Forlagshus A/S, Kopenhagen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Sibylle Klöcker

Umschlaggestaltung: t. mutzenbach design, München

Umschlagmotiv: © OLIVER-stockphoto; LHPHH;

Shutterstock/Andris Barbans

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35979-6

www.diana-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf www.herzenzeilen.de



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

Für Stine

PROLOG EIN TAG IM MAI

KRISTIAN

Ich bin enttäuscht. Das Sommerhaus sieht aus wie immer. *Lykkebo* steht auf einem Schild über der Haustür. Die Buchstaben sind schon etwas verwittert.

Alles ist vernachlässigt. Das Schaukelgestell hat Rost angesetzt, zwischen den Platten des Gartenwegs wächst Unkraut, und im Sandkasten liegen vermoderte Blätter, Dornenzweige und ein Hundehaufen.

Ich klopfe auf meine Hemdtasche und fische eine Schachtel Cecil heraus.

Ich sterbe. Ich sterbe, denke ich und ziehe an der Zigarette. Die Welt um mich herum erinnert mich immer wieder daran. Leben, das vergeht, und ich werde auch bald vergehen. Das ist verdammt schwer. Es ist verdammt schwer, diese Erkenntnis zu akzeptieren, obwohl sie auf alles Lebende zutrifft.

Das ist die beste Stunde des Tages. Meine eigene Anwesenheit hallt in der Stille wider. Mein schwerer Tabakatem und das Knirschen der Schuhspitzen im Kies.

Hier bin ich also wieder. In *Lykkebo*. Hier wohnt das Glück. Seit dem letzten Mal sind fast fünf Jahre vergangen, und angesichts des deutlichen Verfalls bekomme ich Gewissensbisse.

»*Lykkebo* am Limfjord, kleines *Lykkebo*«, sage ich.

Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden, und aus Erde sollst du wieder auferstehen.

Bald habe ich das Haus zum letzten Mal gesehen. Den Garten und den Fjord. Und habe Lebewohl oder Auf Wiedersehen gesagt. Ich werde mich von Karen verabschieden.

Der Schlüssel liegt dort, wo er immer liegt: in einem Stiefel im Gartenschuppen. Es riecht muffig. Eine Palette Dosenbier steht unter dem Gartentisch, und ich reiße ein Loch in die Plastikfolie.

Eine Zigarette in der einen, ein Bier in der anderen Hand. Wenn die Dose leer ist, werde ich tun, was ich vorhatte zu tun. Deshalb bin ich hergekommen. Eine letzte Tat, die etwas bewirkt.

Ein fürchterlicher Gedanke hat mich plötzlich heimgesucht. Wenn ich tot bin, kann ich nicht mehr sprechen. Natürlich kann ich nicht sprechen, wenn ich tot bin, aber dieser Gedanke beschäftigt mich wirklich. *Ich kann meinen Mund nicht mehr öffnen.* Vielleicht erstarrt er ja in einer lautlosen letzten Äußerung. Einem runden O. Aber meine Stimme wird nicht zu hören sein. Dann wird es zu spät sein. Es *ist* bereits zu spät.

Verdammter Limfjord, denke ich und kann einen hässlichen Schluchzer nicht unterdrücken. Das hier sind meine letzten Stunden und bald meine letzten Minuten. Den Beschluss habe ich schon lange gefasst. So ist es, und so wird es kommen.

Ich sehe, wie der Fjord um mich herum erwacht. Die Sonne geht auf, eine bleich verschleierte Kugel. Geradezu höhnisch, weil sie heute Abend trotz allem wieder untergeht. Niemand kann es verhindern. Dann erscheint der Mond mit den Sternen, seinen funkelnden Knappen: »Lebe wohl, Sonne, jetzt sind *wir* an der Reihe. Ich und die Nacht und meine Sterne.«

Jemand hat geputzt. Es riecht nach synthetischem Lavendel und Ajax und nicht so ungelüftet, wie ich erwartet hatte.

»Hallo!«, rufe ich und komme mir dumm vor, weil niemand hier ist. Ich betrete die sparsam möblierte Küche. Alte, ausgediente Möbel. Gebrauchsgegenstände, Stühle, auf denen man sitzen, und ein Tisch, an dem man essen kann. Mehr nicht.

Ich setze mich ans Fenster, weine und lache gleichzeitig. Vielleicht ist es der Fjord, vielleicht ist es auch Lykkebo. Ich bin 63 Jahre alt und muss sterben.

Ein paar Tage bleiben mir noch. Ich fische das Papier aus der Hosentasche, einen Bleistiftstummel und einen Radiergummi. Das hier ist meine letzte Chance, und vielleicht bringe ich es deswegen nicht zu Papier. Dieser Brief wird nie fertig werden, denn Worte reichen nicht aus. Trotzdem beginne ich zu schreiben.

»Meine liebe Karen ...«

Der nächste Schritt erfolgt wie in Trance. Ich ziehe die Vorhänge zu, stelle die Bierdose in die Spüle und schließe ab.

Ich stehe am Steilhang, dem Sünderhang. Den Brief habe ich mit einem Stein beschwert. Jetzt ist es Morgen, aber es sind noch immer keine Leute hier. Meine Atemzüge sind in der Stille deutlich zu hören, als seien die Stimmbänder rau wie Schmirgelpapier.

Der Horizont ist blau. Ich schaue in den Himmel, keine Baumkronen, keine Wolken. Die blaue Farbe wirkt nackt. Der Himmel verschwindet vor meinem Blick. Alles verschwindet. Ich schaue nach unten und weiß, jetzt ist es so weit. Meine Beine zittern immer stärker.

Die beste Stunde des Tages, denke ich noch, als ich an den Abgrund trete.

»Hallo! Kristian.«

Ich drehe mich um und bekomme einen Schock. Ein starker Schmerz strahlt hinter meinen Rippen aus.

Verswinde. Ich. Rauschen.

Da ist nichts.

I

LOUISE

»Hör mal«, sage ich in die Stille. Ich weiß nicht, wie ich beginnen soll. Meine Morgenroutine ist unterbrochen worden, weil mich ein Welpen, ein Cockerspaniel, mit heraushängender Zunge anstarrt. Der wedelnde Schwanz schlägt auf die Dielen. Wir haben einen Hund bekommen.

Michael hat das entschieden. Auch, dass der Hund Bimmer heißen soll, aber das haben wir anderen in Buller geändert.

»Los, wir gehen Gassi«, sage ich auffordernd und klatsche in die Hände. Der Hund springt begeistert auf. Auf dem Weg in die Diele wirft er den Wassernapf um, reißt eine Jacke vom Haken und pinkelt vor Begeisterung.

»Michael!«, rufe ich noch verärgerter, schließlich wollte er den Hund, nicht ich. »Michael!«

»Ja?«

Er tritt in die Diele, sein Blick fällt auf die Pfütze, und der Hund glotzt mich mit großen, dummen Augen an.

»Ja, was wohl? Der Hund. Er hat schon wieder alles vollgepinkelt. Du wolltest unbedingt einen Hund!«

Michael lacht. Er findet das lustig, aber ich muss es ausbaden. Er geht in die Hocke.

»Ist ja gut. Gassi. Gassi, Bimmer«, sagt er und nimmt die Leine.

»Er macht aber trotzdem ins Haus«, sage ich.

»Jetzt reg dich nicht auf, Louise. Er ist doch noch ein Welpen. Das hat er nicht extra gemacht.«

Der Morgen verläuft wie immer. Türen knallen zu, werden geöffnet und geschlossen. Münder sprechen, rufen, murmeln, seufzen. Und schmatzen.

»Magnus, kau mit geschlossenem Mund«, sage ich und bemerke den trotzigem Seitenblick auf Michael.

»Hör auf Louise. Sie hat das Sagen, wenn Mama nicht hier ist. Kau nicht mit offenem Mund«, sagt er. Und Magnus kneift die Lippen zusammen, kaut kaum noch, und sein ganzes, pausbäckiges Gesicht wirkt plötzlich verängstigt.

Ich bekomme ein schlechtes Gewissen. Gedankenverloren schaue ich aus dem Fenster. Heute ist der Himmel ganz blau. Keine einzige Wolke ist zu sehen. Und es ist windstill. Schlaff hängt die Fahne von der Stange herunter.

»Ich will noch eins«, verkündet Magnus, und Michael streckt die Hand nach dem Brotkorb aus.

Unselbstständig, dieser Junge, denke ich. Sieben Jahre und kann sich nicht mal seine Brote selbst schmieren. Ich denke an Ida, die das in diesem Alter schon selber machte. Die Brote durften nur ganz dünn bestrichen sein, ich nahm immer zu viel Leberwurst, vermutlich mit Absicht. Sie war so dünn, und ich hoffte, dass sie zunehmen würde.

Sie ist immer noch dünn, nur ein Strich in der Landschaft, aber das ist genetisch bedingt. Sie isst die ganze Zeit und redet überhaupt sehr viel vom Essen. Jetzt macht sie eine Diät. Nicht weil sie abnehmen will, sagt sie, sie will gerne gesund leben, und der Kühlschrank ist immer voller Skyr und Hüttenkäse. Freitags ist einer ihrer Fastentage. Die 5:2-Diät ist recht verbreitet, aber das kann einfach nicht gesund sein, zwei Tage pro Woche zu fasten.

»Papa, weißt du was?«, sagt Magnus, immer noch mit vollem Mund. »Tobias hat ein iPad und darf es in die Schule mitnehmen.«

»Na so was«, erwidert Michael und wirft mir einen Blick zu. »Und wie alt ist Tobias?«

»Er ist sieben. So alt wie ich.«

»Mit sieben soll man auf Bäume klettern und Fußball spielen«, meine ich. Ich trinke einen Schluck Kaffee und schaue Michael durchdringend an.

»Aber das tun wir ja auch«, wendet Magnus ein.

»Ja, das tun sie«, pflichtet Michael ihm bei.

Mir fällt auf, dass es schon recht spät ist, wir müssen bald los.

»Ein iPad ist teuer«, sage ich. »Und außerdem überflüssig. Iss jetzt auf. Michael, solltest du nicht ...«

»Wie spät ist es?«, unterbricht er mich und springt auf. Buller erhebt sich auch und glaubt, dass er jetzt nach draußen darf.

»Nein. Platz«, sage ich und schaue erneut auf die Uhr. »Jetzt müssen wir aber.«

»Magnus, bist du fertig?«, fragt Michael, während ich die Teller abräume.

»Bekomme ich eins?«

Der Junge sieht fragend von Michael zu mir. Ich kenne diesen Blick. Kinder in diesem Alter. Sie denken nur an sich. Sie denken nur daran, was sie bekommen können. Der Junge ist süß und hat beim Lächeln Grübchen in seinen runden Backen.

Michael sieht ihn nicht an. Er eilt hin und her und fährt sich gestresst mit der Hand durchs Haar.

»Darüber reden wir ein andermal. Schatz, hast du die Autoschlüssel gesehen?«

»Na dort, wo sie immer hängen. An dem Nagel in der Diele«, antworte ich. Dass er das nicht langsam mal begreifen kann.

»Mama?«

Ida ruft.

Ich stelle die Teller in die Spüle und winke Lotte auf der anderen Straßenseite zu. Gestern hat sie auf Facebook gepostet, Glück sei, eine Sternschnuppe zu sehen und nicht zu wissen, was man sich wünschen soll. In letzter Zeit postet sie fast jeden Tag was. Zitate und Fotos.

»Mama?«

»Ja, was ist, Ida?«, rufe ich. Kann sie nicht einfach in die Küche kommen, statt quer durchs Haus zu brüllen?

Da steht sie auch schon auf der Schwelle, ein schlaftrunkener Teenager in zu kurzem Micky-Maus-Nachthemd. Sie weigert sich, es auszurangieren.

»Die erste Stunde fällt aus. Bleibt also nur noch eine weitere. Ich fahre nicht mit.«

»Aber du musst doch zur zweiten Stunde in die Schule. Wie willst du das mit dem Fahrrad schaffen?«

Sie seufzt. »Wir gehen sowieso nur einen Text durch. Und das habe ich schon gemacht. Ist also nicht so wichtig. Ich weiß, was drinsteht.«

»Du willst überhaupt nicht in die Schule?«, hake ich nach und weiß bereits, wie die Antwort lautet.

»Mama ... Das ist nicht nötig, das ist Zeitverschwendung«, sagt sie und zieht die Brauen zusammen. Sie hat sie wieder gepupft, zwei schmale Striche sind übrig, und mich streift der Gedanke, dass sie aussieht wie ein Clown.

»Das mit den Augenbrauen sieht wirklich lustig aus«, sage ich lächelnd. »Und dazu dieses Nachthemd ... das ist doch viel zu klein.« Ich muss lachen, weil sie nicht antwortet, vielleicht liegt es an meiner Übermüdung, aber plötzlich sieht sie

in diesem Nachthemd und mit diesen Clownaugenbrauen *sehr* lustig aus. Ihr zerzaustes Haar steht in alle Richtungen ab, was gut zu ihrer derzeitigen Verfassung passt. Sie weiß überhaupt nicht, was sie will, auch nicht in dieser Situation. Sie kann sich nicht entscheiden, ob sie wütend werden oder mich einfach ignorieren soll.

»Das musst du selbst wissen ... ob du in die Schule gehst«, sage ich, weil ich für diese Diskussion keine Nerven habe. Wenn es nicht wichtig ist, ist es vermutlich egal.

»Dann kannst du ja rasch Magnus helfen, seine Schultasche zu packen«, sage ich. »Dann hast du es ja nicht so eilig.«

»Schatz?«, ruft Michael, und eine Deowolke, ein billiges Deo, ein sehr billiges Deo, dringt in die Küche. Es riecht nach totem Tier. »Ich fahre jetzt. In zehn Minuten ist eine Besprechung. Die erste mit der neuen Gruppe, ich muss also ...« Er hantiert mit seinem To-go-Kaffebecher und versucht, den Deckel ordentlich festzuschrauben, aber der sitzt schief.

»Verdammt.«

»Michael«, sage ich, aber er hört mich nicht. Ungekämmt und in zerknittertem Hemd steht er da und schraubt an dem Deckel herum. »Ida bleibt zu Hause. Sie geht mit Buller raus, du brauchst dich also mit dem Heimkommen nicht zu beeilen.«

»Schön«, sagt er und ist schon fast in der Diele. »Bis später, Schatz. Hab einen schönen Tag. Magnus! Wir müssen.«

Ich schaue aus dem Fenster. Vielleicht wird der Himmel ja doch nicht blau. Über den Dächern der Einfamilienhäuser ist er am Horizont mit Schäfchenwolken überzogen. Sie haben eine merkwürdige Farbe, einen Grünstich.

Ich räume die letzte Tasse in die Spülmaschine, halte einen Augenblick inne und hole tief Luft, die Hände auf den Bauch gelegt.

Noch ist es nur ein Embryo.

KAREN

Als ich aufwache, ist Kristian weg. Die letzten Wochen haben wir in getrennten Zimmern geschlafen. Kristian in dem nach Süden. Nachts ist er so unruhig. Rastlos tigert er umher, und heute Nacht war es besonders schlimm. Ich hörte die Tür wohl vier Mal. Dann schlurfende Schritte und unterdrückter Atem in der Dunkelheit. Ich war sowieso schon verärgert. Die Nachbarn hatten bis spät lauten Besuch gehabt.

Als Kristian zum Kühlschrank ging, stand ich ächzend auf.

»Was machst du, Kristian?«, fragte ich und betrachtete seine zwischen Leberwurst und Milchtüte erstarrte Hand.

»Ich esse eine Kleinigkeit«, sagte er und sah mich mit befremdetem Blick an, als ginge mich das nichts an.

»Jetzt?«

»Ja. Ich hab Hunger.«

Dann öffnete er eine Flasche Bier, strich sich Butter und Leberwurst fingerdick aufs Brot und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Geh einfach wieder ins Bett, Karen«, sagte er. Ich sah ihm an, dass etwas nicht stimmte, ging aber trotzdem ins Bett. Ich ging zu Bett und schlief.

»Kristian!«, rufe ich. Es ist früher Morgen, und der Rasen ist taunass. Der Frühnebel liegt wie ein weißer Schleier über den Heckenrosen am Zaun.

Dass Kristian nicht da ist, wenn ich aufwache, habe ich noch nie erlebt. Er steht immer früh auf, weil er den Morgen besonders mag. Er macht Kaffee, toastet Brot, zerkrümelt ein Stück Brot für die Vögel und tritt in seinen abgewetzten Pantoffeln durch den Garten.

»Kristian!«

Ich kann ihn nicht finden. In der Garage ist er nicht und auch nicht im Garten oder im Wohnzimmer. Er ist einfach nicht da.

Ich koche Kaffee und toaste Brot, das auf einer Seite ganz schwarz wird. Dann setze ich mich an den Tisch und starre auf Kristians Platz. Es ist vollkommen still. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Ich muss mich zwingen, logisch zu denken. Immer schön der Reihe nach. Ein Schluck Kaffee, gleichmäßig atmen.

Ich fahre eine Runde.

Ich könnte auch bei den Nachbarn klopfen, denke ich, als ich den Zündschlüssel im Schloss drehe. Vielleicht haben sie ihn ja die Hauptstraße entlanggehen sehen. Aber jetzt fahre ich erst einmal los.

Richtig besorgt bin ich nicht oder merke es nur nicht. Ein Gefühlswirrwarr. Das ist ein gutes Wort, mit dem sich die letzten Monate beschreiben lassen. Kristian ist krank. Unheilbar krank. Ein Gehirntumor, der ihn umbringen wird, ist die Ursache. Darum wandert Kristian ruhelos durch die Nacht. Darum können wir nichts unternehmen. Wir versuchen nicht einmal, fröhlich zu sein. Wenn wir fröhlich sind und es nett haben, ist der Gedanke an den Tod nur noch qualvoller. Dann fällt es uns noch schwerer zurechtzukommen. Was ohnehin nicht geht. Es ist eine Zeit des Wartens, die Terminalphase, Unwohlsein und Kopfschmerzen morgens, mittags und abends. Schmerzen wie spitze Nadeln. Als Erinnerung an einen aggressiven Mörder in Kristians Kopf. In ihm. In seinem Kopf.

Wir gehen auf einem gefrorenen Stoppelfeld spazieren, arbeiten im Gemüsegarten, spielen Karten und trinken Portwein. Alles ist egal.

Ich fahre die Hauptstraße entlang. Es ist ein milder Morgen und still. Die Ruhe vor dem Sturm, denke ich.

»Kristian, verdammt«, sage ich. Sonst spreche ich nie laut, wenn niemand da ist, der antworten könnte. »Kristian!«

Ich biege links ab. Secondhandladen. Gaststätte. Leer stehender Laden. Bank. Friseur Mona. Lebensmittelladen. Das ist es auch schon.

Wir erfuhren es nachmittags auf der onkologischen Station. Ich wusste, dass Kristian nicht zuhörte, also fiel es mir zu, die Worte des Arztes zu verstehen.

Inoperables Glioblastom dritten Grades. Nach dem lateinischen Ausdruck eine Kunstpause, dann folgte freundlicher Weise die Übersetzung. An einer Stelle im Gehirn, an der nicht operiert werden kann. Zwölf Monate. Höchstens. Linderung der Symptome. Mögliche alternative Behandlungen. Mögliche Verabreichung des Nebennierenrindenhormons. Zur Druckminderung. Sport wäre ratsam, das verbessert den Schlaf. Noch Fragen?

Er sagte noch mehr. Er erklärte, informierte, erteilte gute Ratschläge. Denn unsere Wünsche seien ausschlaggebend, dessen müssten wir uns bewusst sein. Wir würden die Richtung vorgeben. Wir würden Stellung nehmen. Experimentelle Behandlung? Alternative Behandlung?

Ich wünschte mir, der Arzt würde halt sagen: Jetzt ist es so und so. Jetzt tut ihr das und das. Aber niemand übernimmt diese Verantwortung für einen. Niemand, außer dem, der dazu verurteilt ist.

Ich halte am Straßenrand.

Es ist sinnlos, zu dieser Tageszeit durch den Ort zu fahren. Hier wohnen Leute wie wir. Leute in einem Alter, in dem man so frühmorgens noch nicht unterwegs ist.

Niemand hat Kristian gesehen. Natürlich nicht. Ich überlege, ob er zu Johannes gegangen ist. Er sagt, ich solle mich unsichtbar machen, wenn Kristian schreibt. Ich soll den

Mund halten und mich im Garten beschäftigen, sagt er. Er sagt das auch im Winter, wenn es im Garten gar nichts zu tun gibt, aber dann sagt er es mit einem Augenzwinkern. Nicht, wie wenn er Kirsten anfährt: »Lass mich doch in Ruhe! Es ist mir scheißegal, was wir ihnen schenken. Die scheinen ja andauernd Geburtstag zu haben. Nimm einfach eine Vase aus dem Wohnzimmer. Die hässliche mit den Streifen, die kannst du ihnen schenken.«

Ich verlasse den Parkplatz und fahre die Hauptstraße entlang zu Johannes' und Kirstens Hof am Ortsrand.

Mein Puls beginnt an der Schläfe zu pochen, als ich den Zaun entlang zum Vorplatz fahre. Braune, gelassene und verwöhnte Kühe starren mich von beiden Seiten der Allee an. Sie haben es gut, weil sie sich keine Sorgen zu machen brauchen. Wie gerne wäre ich eine Kuh. Einfach nur herumstehen.

Aber irgendetwas stimmt nicht, stimmt ganz und gar nicht, und ich trete das Gaspedal durch. Kristian ist etwas zugestoßen.

Der Kies knirscht laut, als ich auf den Vorplatz einbiege. Ich bremsen abrupt. Ich will so früh am Morgen nicht zu viel Lärm verursachen. Johannes ist Kristians Freund, aber nicht mehr meiner. Kirsten habe ich noch nie gemocht. Ich weiß nur, dass sie den Hals nie vollkriegt. Sie sammelt haufenweise Gerümpel: Keksdosen, Lampenschirme, Tellerborde. Nach einem Todesfall vergeht nie viel Zeit ... Gibt es keine Familie, dann ist vermutlich Kirsten dabei behilflich, den Nachlass aufzulösen. Das tut sie gerne, das mache ihr, wie sie sagt, nichts aus.

Heftiger Gestank schlägt mir entgegen. Ich hatte vergessen, wie sehr Nerze stinken. Der schwere Geruch von Pelz und Urin. Moschus. Als wären sie bereits tot und alle Gase schon

aus den Kadavern entwichen. Die Ställe sind von hier aus nicht zu sehen, weil sie hinter dem linken Flügel liegen, aber der Wind treibt den Gestank herüber.

Ich klopfe zweimal, und der Hund bellt.

Es vergeht viel Zeit, bis geöffnet wird. Ich bin erleichtert, dass es Johannes und nicht Kirsten ist.

»Karen? Ist was passiert?«, fragt er und tritt vor die Tür. »Bleib drin!«, kommandiert er, als ein wuscheliger Hund versucht, sich zwischen seinen Beinen durchzudrängen. Er schlägt die Hacken zusammen und schaut mich mit einer misstrauischen Falte zwischen den Augen an. »Was ist los, Karen? Ist was mit Kristian?«

»Kristian ist weg«, sage ich. »Ist er hier?«

Das ist er nicht. Die Antwort weiß ich bereits.

»Nein. Nein, ist er nicht«, antwortet Johannes, und dann erscheint Kirsten in ihrer lila Weste in der Tür. Offenbar trägt sie die immer.

»Tag, Karen«, sagt sie. »Nein. Kristian ist nicht hier. Wir haben ihn schon lange nicht mehr gesehen. Schon seit Wochen nicht mehr.«

Ich nicke verlegen. Was hat mich nur bewogen hierherzukommen? Johannes ist ebenfalls verlegen, das erkenne ich an der Art, wie sein Mundwinkel zuckt. Vielleicht ist Kristian ja inzwischen wieder zu Hause.

»Ihr müsst entschuldigen, ich dachte ... Kristian war in letzter Zeit so verändert. Das hat aber nichts mit dem Tumor zu tun, es ist nicht deswegen. Es ist irgendwas anderes.«

»Karen ...« Johannes macht eine wegwerfende Handbewegung. »Du kennst doch Kristian. Wahrscheinlich macht er nur einen Spaziergang über die Wiesen. Um seine Ruhe zu haben. Er ist sicher schon wieder zu Hause. Fahr einfach wieder nach Hause und ...«

»Du weißt doch, wie die sind«, unterbricht Kirsten ihn. »Unsere Männer.« Sie sieht Johannes von der Seite an, und ich weiß nicht, was sie meint. »Du wirst sehen, er setzt sicher gerade zu Hause den Kaffee auf.«

Kirsten lächelt mich an, und Johannes lächelt ebenfalls.

»Dann fahre ich nach Hause und sehe nach. Entschuldigt die Störung«, sage ich und drehe mich um. Sie kennen Kristian nicht. *Über die Wiesen.* Was hätte er da zu suchen.

Langsam fahre ich am Zaun entlang und weiß nicht, was ich tun soll, Ich habe sein Ende noch nicht erreicht, als das Handy klingelt, Idas altes Handy, das immer im Handschuhfach liegt. Das könnte Kristian sein. Er hat gemerkt, dass ich das Auto genommen habe. Jetzt ruft er an.

Ich schaue nicht auf die Nummer, als ich das Gespräch annehme, höre aber sofort, dass es nicht Kristian ist.

»Ja, hallo«, flüstere ich mit vor Angst heiserer Stimme. Ich spüre, dass ich jeden Grund habe, Angst zu haben.

»Guten Tag, hier ist Linnette Dahl. Ich bin Ärztin am Krankenhaus Südwestjütland. Spreche ich mit Karen Rosendahl?«

LOUISE

Ich radele zur Arbeit, und wie immer setzen meine Gedanken ein, als ich um die Kirche herumfahre. Es fängt mit Michael, Ida und Magnus an und endet mit Alter, zerkochten Kartoffeln und dem Geruch von Pisse.

Rikke holt Magnus von der Schule ab. Es ist ihr Wochenende, und Magnus hat die ganze Woche von nichts anderem als von Kino und dem Essen bei Jensens Steakhaus geredet und hätte mich damit fast wahnsinnig gemacht. Ida will auf ein Fest am Gymnasium, falls sie sich wirklich dazu durchringen kann. Sie sagt, sie wäre unten durch, wenn sie nicht hinginge. Sie hat den anderen versprochen zu kommen, aber sie hat keinen Nerv. Das merke ich deutlich. Ich überlege, ob sie deswegen heute nicht in die Schule wollte, damit sie sagen kann, sie sei krank, eine Ausrede hat. Ich muss bald mal mit ihr reden, weil es nicht normal ist, dass eine Achtzehnjährige einen Freitagabend lieber zu Hause verbringt.

Michael und ich hatten uns darauf gefreut, das Haus für uns zu haben, nur wir zwei allein und ein großer Topf Chili con Carne. Ehrlich gesagt freue ich mich darauf am meisten, und so sollte es nicht sein. Wir reden in letzter Zeit kaum noch miteinander, und ich weiß nicht, ob das an mir oder an ihm liegt. Er redet die ganze Zeit nur noch von diesem Wohnwagen. Offenbar sollen wir für einen Wohnwagen sparen.

Einen Hobby Prestige 560 für 197 000. Wo er diese Idee bloß herhat? Daran, dass wir uns langweilen, kann es nicht liegen.

Das Pflegeheim liegt gegenüber vom Friedhof, also gewissermaßen nicht so weit von der nächsten Station entfernt. Von ihren Zimmern aus haben die Bewohner Aussicht auf Grabsteine, Fahnen auf halbmast und traurige Gestalten. Ich weiß nicht, wer entschieden hat, das Pflegeheim ausgerechnet hier zu bauen. Ich weiß auch nicht, wer entschieden hat, dass ausgerechnet ich dort arbeiten muss. Das ist einfach so gekommen.

»Guten Morgen. Wir gehen rasch alles durch«, sagt Britta mit Mohn zwischen den Zähnen. Sie ist schon früher gekommen, das tut sie immer, und wo sie diese Energie hernimmt, weiß niemand, denn sie wiegt bald hundert Kilo. Vermutlich liegt das an den zwei großen Brötchen mit Käse und Marmelade jeden Tag. »Marmelade«, sagt sie.

Man reicht mir eine Thermoskanne, und die Krankenschwester am Tischende referiert die »Katastrophen« der Nacht. Die senile Gerda geistert nachts herum, auf Prebens Teppich ist eine Bettflasche umgefallen, und Erna wurde ins Krankenhaus eingeliefert.

»Wer ist Erna?«, fragt sie.

»Sie steht auf meiner Liste«, sage ich und gehe die Bewohner in meiner App durch. Erna, Preben mit Parkinson, Rhea, die süße Griechin, Emma, die senile Kristine.

»Dann hast du ja Zeit über und kannst in der Kantine beim Servieren helfen.«

Ich antworte nicht. Mittlerweile arbeite ich hier schon seit vielen Jahren. Die Krankenschwestern halten sich gerne für etwas Besseres als die Altenpflegerinnen und glauben, dass sie über meine Zeit verfügen können. Ich bin immer in Eile, und

die Zeit ist immer knapp. Zehn Minuten für den Morgenbesuch sind einfach nicht genug. *Ankleiden, Bett machen, Lüften, Waschen, Frühstück, Medikamente, Stützstrümpfe.*

In zehn Minuten. Da bleibt keine Zeit, um über das Wetter und über die Enkel, die nur selten anrufen, zu reden.

»Und Lene hat gebacken. Einen Snickers-Kuchen, oder?«, fragt Britta und hebt einen Zipfel des Geschirrtuchs über dem Kuchenblech an.

»Ja, und zwar die gesündere Variante ohne Butter.«

»Dann können wir ja nach Herzenslust sündigen«, meint Karina.

Britta erhebt sich. »Das war alles«, sagt sie. »Bis zum Mittagessen.«

Kaffeetassen in die Spüle und quietschende Stuhlbeine. Ich gehe als Letzte, schaue aus dem Fenster, versuche die Übelkeit zu verdrängen und fühle mich schon ganz schlapp.

Zu Kristine gehe ich als Erstes, obwohl sie als Nummer zwei auf der Liste steht. Sie liegt bereits seit einer Stunde wach. Sie ist so senil, dass sie kaum weiß, wo sie sich befindet. Jeden Tag glaubt sie, es sei Sonntag. Sonntage mag sie. Rhea und sie sind für mich der einzige Grund, weiterzumachen. Rhea und Kristine bezeichne ich auch im Personalzimmer als meine Lieblingsbewohnerinnen. Das sei unprofessionell, sogar völlig inakzeptabel, hält man mir dann vor. Aber so ist es nun mal. Das bedeutet nicht, dass ich andere Bewohner schlechter behandle. Das bedeutet nur, dass ich noch zwischen den altersfleckigen Menschen unterscheide.

Kristine liegt nicht im Bett, als ich aufschließe. Eigentlich ist sie nicht imstande, alleine aufzustehen, aber im Badezimmer brennt Licht, und das Wasser läuft ins Waschbecken.

»Hallo«, ruft sie. Ihre Stimme klingt schwach und rau. Sie muss lange gerufen haben.

Nur nicht gestresst wirken, denke ich, als ich die durchnässte Windel im Waschbecken bemerke. Wasser läuft über. Kristine steht verlegen und hilflos im Bad, lässt die Arme hängen und schaut hin und her, und ihre Unterlippe zittert. Aber das liegt nicht an Tränen, sondern an den Worten, die sie nicht mehr aussprechen kann, die festsitzen.

»Komm, Kristine. Setzen Sie sich. Dann helfe ich Ihnen.«

Mit einer Hand klappe ich den Klodeckel zu, während ich sie mit der anderen darauf bugschiere. Dann drehe ich den Wasserhahn zu.

»Ich ... ich ... Das wollte ich nicht«, sagt sie.

»Jetzt ziehen Sie sich was an, und dann gehen wir in die Küche, und dort gibt es Frühstück. Kaffee.«

»Habe ich heute Geburtstag?«

»Heute noch nicht, nächsten Mittwoch, Kristine.«

»Also ist heute Sonntag.«

Sie faltet die Hände im Schoß und lächelt mich schwach an.

»Es ist Freitag, Kristine.«

Ich ziehe ihr das nasse Unterhemd aus und werfe es in die Ecke. Sie ist so dünn, dass kein Fett zwischen den Knochen und der Haut mehr vorhanden ist. Sie ist nur noch ein Skelett mit einem Pyjama aus Haut.

»Habe ich heute Geburtstag?«, fragt mich Kristine wieder, als ich ihr den Kaffee hinstelle. Jetzt bin ich bereits zwölf Minuten im Verzug.

»Nächsten Mittwoch, Kristine.«

Ich gieße Dickmilch in eine Schale.

»Gibt es heute keinen Brei? Haferbrei?«

Ich hätte nicht gedacht, dass sie sich daran erinnern würde. Zum Breikochen fehlt mir die Zeit. Preben wartet. Um acht

Uhr muss er seine Tablette nehmen, und es ist bereits dreizehn Minuten nach.

»Sie essen doch auch sonst Dickmilch, Kristine.«

»Die ist auch sehr ... sehr gut«, seufzt sie, und ich gehe.

Ich bleibe vor Nummer 23 stehen. Preben mit Parkinson. Preben mit Bart, der an einen Ziegenbart erinnert, Preben, dessen Hörgeräte immer voll Ohrenschmalz sind.

Die Gärten sind tadellos, die Hecken, der Teich mit den Goldfischen. Solange nur die Fassade stimmt ...

»Guten Morgen«, rufe ich und lasse die Tür offen stehen. Es riecht nach Altmännerpisse. Als Erstes muss ich die volle Bettflasche leeren. Diese Luft einzuatmen ist nicht gesund. Auch nicht für Preben.

»Guten Morgen, Preben«, sage ich erneut, aber ich habe keine Lust, ihn zu wecken. Wenn er aufwacht, beginnt er zu zittern. Seine Muskeln verkrampfen sich, er knirscht mit den Zähnen, ballt die Hände zu Fäusten.

Mit der Tablette in der Hand setze ich mich auf einen Stuhl neben sein Bett und schaue mich in dem dürtig eingerichteten Zimmer um. An den vier Wänden steht nur das Allernotwendigste. Ein Regal für die Reste eines Lebens. Verwaschene Kleider. Staubige Fotoalben. Eine Schachtel Latexhandschuhe.

Ich verstehe es einfach nicht. Seit Montag will mir die Bedeutung zweier paralleler roter Striche nicht aus dem Sinn. Ich bin schwanger, kann es aber nicht sein.

Ich ziehe mein Handy aus der Tasche.

Lene hat ein Foto ihres Snickers-Kuchens gepostet. »Früh aufgestanden, um einen SNICKERS-KUCHEN für meine lieben Kolleginnen zu backen«, postet sie. Vierzehn Leute haben ihn gelikt. Lotte hat mich zu einem Zumba-Event einge-

laden, Ida hat eine internationale Tierschutzorganisation gelinkt. Michael hat einen Link zu einem gebrauchten Wohnwagen kommentiert. Er will wissen, was NP bedeutet. Neupreis.

Ich renne die Treppe hoch zur Nummer 41, zur süßen Griechin Rhea.

Als ich eintrete, sitzt sie am Küchentisch. Ihre übergeschlagenen Beine mit den Krampfadern wirken seltsam anmutig, ihre Arme sind mit schweren Armreifen behängt, und ihr Gesicht verzieht sich zu einem so breiten Lächeln, dass ihre Augen beinahe in den Fältchen verschwinden.

»Meine süße Louise«, sagt sie und klopft auf den Stuhl neben sich. »Komm, setz dich.«

Ich weiß nicht, ob das typisch für Griechen ist, aber sie besitzt kein Zeitgefühl. Sie glaubt, dass wir den ganzen Vormittag zum Schwatzen haben, und zwar jeden Morgen.

Sie hat mir Kaffee eingegossen und daneben eine dicke Scheibe Brot gelegt. Sie isst bereits. Ihre Hände und Arme glänzen von Olivenöl. Das Brot ist darin getränkt, und sie muss sich unentwegt das Öl, das ihr vom Kinn tropft, mit Küchenkrepp abwischen. Olivenöl halte sie gesund, sagt sie. Sie ist weit über neunzig, wohl 97, wirkt aber wie Anfang siebzig.

»Guten Morgen, Rhea«, sage ich und nehme die Schale Olivenöl, die sie mir reicht, entgegen. Irgendwas wird es wohl nützen.

»Louisechen, bald ist Wochenende«, sagt sie. »Freust du dich?« Sie tätschelt mir die Wange und betrachtet mich aus zusammengekniffenen Augen. Sie kann nur noch meine Silhouette erkennen, will aber nicht zugeben, dass sie fast blind ist.

»Ja, Michael und ich haben das Haus ausnahmsweise mal für uns. Das werden wir genießen.«

»Sieh mal an.«

Mit dem Gebiss und den dick geschminkten Lippen gibt sie schmatzende Geräusche von sich. Ich nicke und denke, dass Rhea mehr an *meinem* Leben als an ihrem eigenen teilnimmt.

»Aber sag mal ... dann machst du dich doch sicher fein!«

Sie steht auf und greift sich entschlossen ihren Rollator. Ein Quietschen begleitet sie ins Schlafzimmer, Schubladen klappern.

Sie kehrt mit einem Diadem zurück. Ich kann mir ein Lachen nicht verkneifen.

»Nein, Rhea ... das geht doch nicht«, sage ich und nehme behutsam den Schmuck in die Hand. Sie betrachtet mich mit großen Augen und leicht geöffnetem Mund, als ich das Diadem aufsetze. Dann klatscht sie in die Hände.

»Nein, wie schön!«, ruft sie begeistert. »Dreh dich um«, kommandiert sie, und ich drehe mich einmal um mich selbst. Unterdessen denke ich, dass ich weiter muss, drehe aber noch einige weitere Pirouetten.

Ich muss weiter.

Ida ist schon weg, als ich nach Hause komme. Ich bin erleichtert, weil ich nicht mit ihr reden muss. Sie hat einen langen Spaziergang mit Buller unternommen. Der Hund ist vollkommen erledigt. Er liegt in seinem Korb, zusammengerollt zu einem flauschigen Knäuel, und hebt zum Gruß nur ein wenig den Kopf.

Ich rieche nach Rheas unerträglich schwerem Parfüm und will gerne noch ins Bad, bevor Michael nach Hause kommt, aber als ich auf mein Handy schaue, sehe ich, dass er dreimal angerufen hat. Überstunden. Er kommt also erst spätabends nach Hause. Ich soll nicht mit dem Essen warten. »Schlechtes

Timing, ich weiß«, schreibt er. »Aber nur heute. Mir bleibt keine Wahl.«

Ich schalte den Fernseher ein, stelle den Ton ab und bin in der Tat erleichtert. Ausnahmsweise habe ich das ganze Haus für mich allein. Kein Michael, kein Magnus, keine Ida.

Es herrscht Stille, die aber von meinen lärmenden Gedanken erfüllt wird. Ich wollte das nicht. Ida ist fast erwachsen, und wir müssen uns um Magnus kümmern. Ich kann jetzt nicht einfach wieder von vorne anfangen, denn ich weiß, wie die nächsten Jahre aussehen würden. Ich will das nicht.

Ich schlafe ein und erwache davon, dass Buller in der Küche lärmt. Inzwischen ist es Abend geworden. Vielleicht sollte ich aufräumen. Magnus' Spielsachen liegen im ganzen Wohnzimmer verteilt, Drachen aus Plastik und Autos. Aber ich kann es auch bleiben lassen. Ich gehe ins Bad.

Gerade als ich mich ausgezogen habe, klingelt das Telefon. Ich wickle mich in ein Handtuch und gehe durch die Küche ins Wohnzimmer. Es ist das Festnetz. Wenn es Festnetz ist, kann es nur ...

»Mama?«

»Louise.«

Ich erkenne diesen Tonfall sofort. Tränenerstickt, der Hysterie nahe. Über fünf Jahre ist es her, dass ich mit ihr gesprochen habe, und ich habe bereits genug.

»Es geht um Papa«, sagt sie. »Louise, er ist im Krankenhaus. Herzstillstand.«

Eine lange Pause entsteht. Der Hörer in meiner Hand fühlt sich seltsam schwer an. Ich kann nicht mehr stehen und muss mich mit dem Arm an der Wand abstützen, um nicht auf Magnus' Polizeiauto zu treten.

»Louise. Es geht um deinen Vater. Kannst du kommen? Sie

sagen, es sei kritisch, dass sein Puls schwach ist. Sie ... Ich dachte, dass er bei Johannes ist. Ich dachte ...«

Sie weint. Und ich kann gar nicht verstehen, warum mich das so irritiert, aber so ist es. Sie schluchzt irritierend.

»Ich komme. Ich komme sofort.«

IDA

Lichter dringen durch die Dunkelheit und zucken an der unverputzten Wand. Lichtblitze und Rauch im Takt der Musik. In der Mitte wiegende, schaukelnde, Ich-Ich-Ich-fokussierte Menschen.

»Kommst du ... Was machst du da noch?« Signe eilt mit starr auf die Menge gerichtetem Blick an mir vorbei.

»Signe!«, rufen alle. Sie haben sie bereits bemerkt, und ich gehe schnell hinter ihr her. Sie sollen nicht merken, dass ich alleine dastehe. Ich will aber auch nicht die sein, die jemandem hinterherläuft.

»Hey«, sage ich zu der Gruppe und klinge wie ein erkältetes Vogeljunges.

Alle lächeln höflich.

»Ida! Hey, Ida!«, ruft Kasper. Er bemerkt mich nur, weil er betrunken ist. Bestimmt hat er den ganzen Nachmittag gesoffen. Er geht auf mich zu, aber dann sieht er Signe.

»Signe! Signe, Signe, Signe!«

Er springt ihr auf den Rücken und haut ihr auf den Po. »Hopp, mein Pferdchen«, sagt er, und alle lachen. Das ist ein Insiderwitz, den ich nie verstanden habe. Irgendein Spiel, das sie als Kinder gespielt haben. Signe kennt alle. Das war schon immer so. Seit der Krippe, wie sie sagt.

Ich schiele auf die langen Tische. Plastikbecher, Salzstangen. Die stillen Mädchen. Es wäre so einfach, sich neben Trine zu setzen. Dazusitzen und nervös in die Runde zu gucken.

Die Musik ist keine richtige Musik. Nur Bässe, rhythmische Geräusche. Ich versuche, dazuzugehören und auszu- sehen, als würde mir das alles gefallen, aber es gefällt mir nicht.

»Ich geh mal eben auf die Toilette«, sage ich, aber niemand hört mich.

»Ich geh dann mal«, sage ich wieder und ziehe Signe am Arm. Sie nickt.

Es gibt nur eine Toilette, vor der eine lange Schlange steht. Alle gehen zu zweit rein. Ich warte allein und verstoße gegen diese Regel.

Es kann nicht schlimmer werden. Nur eine Toilette. Das verschafft einem etwa drei Minuten. Ich kann also drei Minuten allein sein und bin dann gezwungen, mich wieder zu den anderen zu stellen.

»Hallo ... Willst du nicht reingehen?«

Ich drehe mich um. Eine ganze Gruppe. Drei Mädchen.

»Doch. Ich wollte nur eben ... Ihr könnt ruhig vor«, sage ich. Ungeschickt trete ich beiseite. Sie sagen nichts, aber eine von ihnen dreht sich um und betrachtet mich. Sie hat einen Blick, als würde sie etwas Seltsames betrachten.

Ich klemme mir die Haare hinter die Ohren und verstehe nicht, wie es ihnen gelingt. Wie sie sich selbst vergessen können. Eine wichtige Fähigkeit ist das. Ich besitze sie nicht.

»So ... Die Bühne gehört dir«, sagt eines der Mädchen, als sie wieder rauskommen. *Die Bühne gehört dir.*

Ich muss nicht mal. Von dem Geruch nach Menstruationsblut und Pisse wird mir übel. Es stehen schon wieder Leute vor der Tür, deren Stimmen ich hören kann.

»He ... Mach schon, ich muss mal!«, brüllt eine und rüttelt an der Klinke.

Ich lasse mich an die Tür gelehnt zu Boden gleiten und lege meine Stirn auf die Knie. Wieso kann ich es nicht bleiben lassen, immer so viel nachzudenken?

Wie das kleine Mädchen.

Das war letzten Sommer. Ich war mit Mama am Strand. Plötzlich stand sie vor uns. Ein kleines Mädchen, nackt, lachte, rannte rum, wollte von unseren Keksen probieren und fragte nach unseren Namen. »*Wie heißt ihr? Was macht ihr? Seid ihr auch am Strand?*«

Dann saß sie da. Mit nacktem Po im flachen Wasser. So war ich auch mal. Unbekümmert. Fröhlich. Ich weiß nicht, was mich jetzt davon abhält. Ich will gerne so sein wie Signe und hätte auch gerne einen Freund.

Mein Make-up ist fleckig. Im Augenwinkel klebt Wimperntusche, und mein Hals ist gerötet.

Aber meine Augen sind braun. Groß, braun, dunkel.

»Hallooo?! Bist du bald fertig? Hier steht jemand und macht sich in die Hose!«

Kleine Saure. Giftgrüne Shots. Signe hat ein paar davon mitgebracht, und wir verstecken uns zum Trinken hinter den Turngeräten. Kasper steht hinter mir und hat die Hände auf meine Schultern und sein Kinn auf meinen Kopf gelegt.

»Du bist so sexy, wenn du tankst, Signe«, sagt er. »Wenn es dir das Kinn runterläuft.«

Signe schlägt nach ihm. Sie reicht mir eine Flasche.

»Damen zuerst.«

Es ist so sauer, dass mein Augenwinkel zuckt. Ich trinke mehrere Schlucke. Und dann noch mehr. Ich will ungehemmt sein.

Die Nachtluft ist so kalt, dass das Atmen schmerzt. Signe und Kasper sind weg. Ich wollte bei Signe übernachten, aber kann sie nicht finden. Das ist egal, und ich setze mich auf die Treppe des Fahrradkellers. Hier sitzt man gut. Hier sitzt man sehr schön.

Niemand bemerkt mich, und ich könnte mich genauso gut zu den Salzstangen und den Mauerblümchen setzen. Ich hätte genauso gut zu Hause bleiben können.

Aber dann hätte Mama wieder angefangen: *»Ida, es ist nicht normal, mit 18 an einem Freitagabend zu Hause zu hocken.«*

Aber ich bin gern allein. Und es ist mir auch egal, was die anderen denken. Alles ist mir egal.

»Hey. Bist du wach? Hallo? Hallo, wach mal auf!«

Jemand tätschelt meine Wange.

»Hm«, sage ich und hoffe, dass das reicht, damit er mich in Ruhe lässt, aber das tut es nicht.

»Wach auf, hier kannst du nicht sitzen bleiben.«

Gelbliches Licht und Nacht. Ein Typ mit Sonnenbrille. Ich kann seine Augen nicht sehen. Ich sitze auf der Treppe, die zum Keller führt. Ich bin dicht.

»Lass mich«, sage ich, als er meinen Arm nimmt.

»Komm, aufstehen«, fordert er mich auf, aber ich will nicht aufstehen. Er lässt mich sitzen.

»Du bist doch Signes Freundin, oder? Ich bin Signes Ex, Lucas.« Er nimmt seine Brille ab. Ray-Bans.

Ich kenne ihn. Er ist groß, dünn und unrasiert und hat ein breites Lächeln und gleichmäßige Zähne. Ich erinnere mich gut an ihn.

»Er ist das größte Schwein der Welt.«

»Geiler Bock.«

»Er glaubt, er kann tun, was ihm einfällt. Scheißkerl. Fickt mich im Schlaf.«

Er ist bloß einer von vielen, der Letzte, der bei ihr durchgefallen ist. Der letzte von Signes Verflorenen. Wenn wir ihm auf dem Korridor begegnen, tut sie, als wäre er Luft.

»Schau woanders hin, Ida. Der soll sich nur nichts einbilden.«

»Du brauchst dir gar nichts einzubilden«, sage ich, aber ich spreche sehr undeutlich. Ich versuche, aufzustehen und mit hochmütigen Schritten an ihm vorbeizugehen, er kann sich zum Teufel scheren, aber eine Hand auf meiner Schulter zwingt mich, stehen zu bleiben.

»Ich soll mir nichts einbilden?«, sagt er, den Kopf zur Seite gelehnt. »Ida, so heißt du doch. Ich glaube, dich sollte mal einer nageln«, sagt er, und plötzlich bin ich nicht mehr benebelt. Das Gefühl, dass alles gleichgültig ist, verschwindet. Ich hatte schon gedacht, ihm liegt was an mir.

»Ich will nach Hause«, sage ich.

Er nickt.

Ich will was sagen, sagen, er soll mich in Ruhe lassen. Ich habe Angst. Ich will nach Hause. Er soll sich nichts einbilden. Ich schaue ihn an, und er erwidert meinen Blick mit härteren Augen. Es ist egal, was ich sage. Er will mich demütigen. Auf eine merkwürdige Art ist er mir überlegen.

Ich mache mir in die Hose.

Das letzte Mal habe ich in der ersten Klasse im Schullandheim in die Hose gemacht. Ich habe niemandem etwas gesagt, mich ins Bad geschlichen und meine Unterhose in den Müll-eimer geworfen. Den Rest der Nacht lag ich wach und ängstlich auf einem Handtuch, weil ich wusste, dass ich es nicht geheim halten konnte. Der Geruch hatte sich bereits mit allen

anderen Gerüchen vermischt, dem alter Matratzen und verschimmelter Butterbrote.

Auch jetzt kann ich es nicht verbergen. Es läuft mir die Nylonstrümpfe herunter und in die Schuhe. Warm und nass.

Lucas' Blick ist nicht mehr hart, und einen kurzen Augenblick lang sehe ich ihn. Nicht nur einen Jungen, sondern Lucas. Lucas, den man füttern musste, dem man die Windeln gewechselt hat, der nackt an einem Strand stand. Er hat mit nacktem Po im Wasser gesessen, war auch mal ein Baby.

»Du ...«

Er weiß nicht, was er sagen soll. Er steht eine Weile da, vielleicht tue ich ihm leid, aber dann schüttelt er nur stumm den Kopf. Er dreht sich um und geht.

»Bild dir bloß nichts ein«, sage ich. »Bild dir bloß nichts ein.«

LOUISE

Magnus' Polizeiauto ist kaputt, weil ich draufgetreten bin. Das Fahrgestell mit den Rädern ist ab, und ich weiß nicht, wie ich es wieder dranbekommen soll. Es ist eine undurchschaubare Konstruktion.

Ich weiß, dass Papa krank ist. Gehirntumor. Seit vielen Jahren sorgt Ida für die Nachrichtenübermittlung zwischen Mama und mir. Eine einseitige Kommunikation: Mama lädt Ida zum Kaffeetrinken ein, Napoleonschnitten und Makronen. Ida nimmt alles dankbar an, und ich mache ihr daraus keinen Vorwurf. Schließlich sind es ihre Großeltern. Sie soll nicht darunter leiden müssen.

Es ist erst wenige Monate her, dass sie nach Hause kam und davon erzählte, dass Vater krank ist. Sie hatte eine Makrone für mich mitgebracht. »Opa ist krank. Jetzt musst du mit ihnen reden. Du *musst*, Mama«, sagte sie, war ganz unglücklich, weinte und konnte gar nicht mehr aufhören. Aber ich habe nicht begriffen, dass er ernsthaft krank war.

Buller starrt mich von der Tür aus an.

»Komm schon«, sage ich und klatsche mit der flachen Hand neben mir auf den Fußboden. Zufrieden trittet er auf mich zu und versucht, sich auf meinen nackten Schoß zu setzen.



Katrine Nørregaard

Die Mittsommerlüge

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35979-6

Diana

Erscheinungstermin: Mai 2018

Zwanzig Jahre war Kristian spurlos verschwunden. Seine Tochter Louise verzeiht ihm nie, dass er die Familie ohne Erklärung verlassen hat. Und auch ihre Mutter versteht Louise nicht. Wieso hat sie ihr Schicksal klaglos ertragen? Doch als Kristians stirbt, können Mutter und Tochter nicht mehr schweigen. Denn er hinterlässt ihnen nicht nur viele Fragen, sondern auch ein idyllisches Sommerhaus am Limfjord – von dem niemand etwas wusste. Zusammen mit Louises Tochter Ida verbringen die Frauen eine Woche in dem Haus. Was hat Kristian dort so viele Jahre getan? Welches Geheimnis hütete er?



[Der Titel im Katalog](#)